

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 45 (1969-1970)
Heft: 12

Artikel: Gedanken zum Wohnungsbau : ist mein Haus noch "meine Burg"?
Autor: Schnitter, Beate
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079329>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

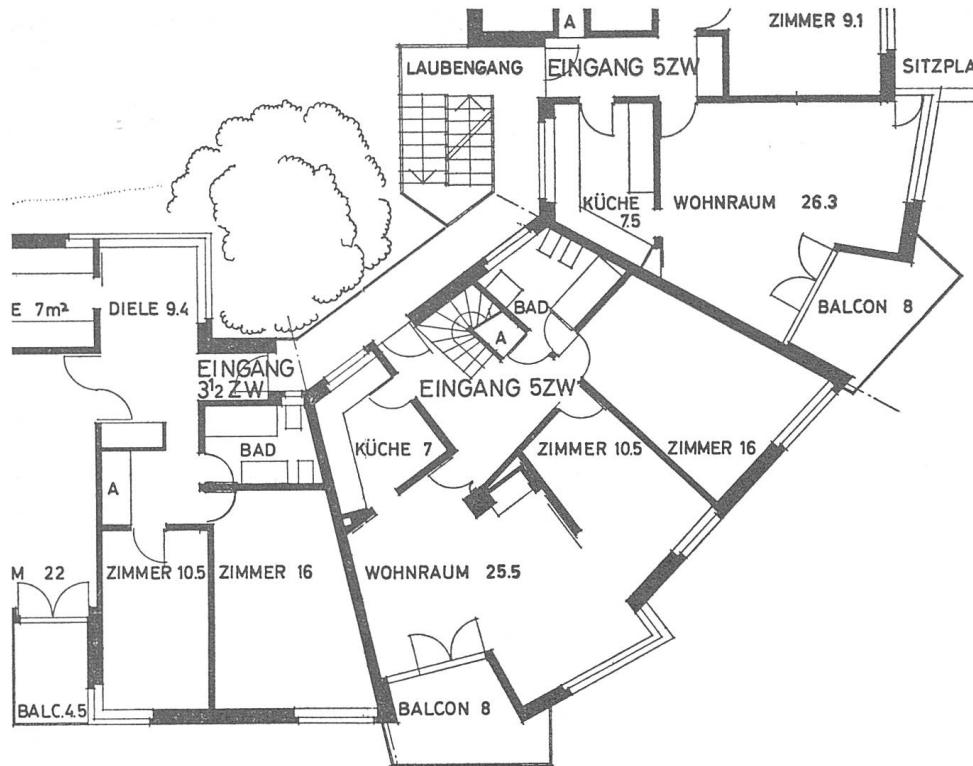
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



«My home is my castle» sagen die Engländer und meinen dies auch: eine abschliessbare, eigene Wohnung. Bei uns sieht man Chalets, auf denen, von gekerbten Bündnernelken oder gemalten Berner Zierblumen umrankt, die Inschrift prangt: «Daheim». Und der Städter schliesst hinter sich die Wohnungstür, stellt die Mappe ab, fühlt: endlich zu Hause. Ausschnaufen. Das Radio anstellen. Oder selber singen? Jedenfalls will er seine eigene Stimmung auskosten, tun, zu was er jetzt eben selber Lust hat. Hüpfen? Das Fenster öffnen, den Kopf hinausstrecken und pfeifen? – Nun, der Berner auf dem Lande draussen in seinem eigenen Chalet, der kann das. Aber der Städter? Auf das Hüpfen antwortet ihm der grollende Klopfton aus dem Untergeschoss, aufs Radio anstellen der Telephonanruf des gehässigen Nachbarn rechts. Und aufs Pfeifen zum Fenster hinaus? Ja, das wirkt dann gleich komisch, wenn die Frau vom Block drüben zurückstarrt aus ihrem Fenster, an das sie eben staublappenausschüttelnd trat. Nein, für seine Umgebung ein Cabaret zu liefern, das ist nicht die Meinung gewesen, als er das Fenster öffnete und den Kopf hinausstreckte: er wollte nur seiner Freude Ausdruck verleihen, dass er nun zu Hause sei, frei, zu tun und zu lassen, was er wolle. – Das Fenster geht wieder zu. Das Radio wird abgedämpft, die Kinder werden ermahnt, das Hüpfen ja nicht nachzuahmen.

Schutz vor Einblick

Da hatte doch die Frau drüben im Hochhaus jedes Mittagessen der Familie auf dem Balkon mit dem Feldstecher verfolgt. Aus ihrer einsamen Burg beobachtete sie das Schauspiel, welches die fernen Nachbarn ihr boten. Jede Geste dieser Pantomimeschien sie brennend zu interessieren. Unentwegt bei jedem Essen war sie dabeigewesen, nicht wegzukomplimentieren. Sollten sie darauf verzichten, an einem warmen Sommer- tag draussen auf dem Balkon zu essen? Da war ihnen allen ein Einfall zu Hilfe gekommen: die ganze Tafelrunde winkte der Beobachterin im Hochhaus zu, worauf diese sich zurückzog, sich in ihre Burg verkroch, anscheinend entsetzt, entdeckt worden zu sein.

Ja, dieser verflixte Einblick: ganz zu Hause ist man nicht dabei. In anderem Zusammenhang habe ich im «Schweizer Spiegel» schon einmal auf die Vorteile einer gestaffelten Bauweise hingewiesen. Ihr müsste im Siedlungsbau vermehrt Aufmerksamkeit geschenkt werden, denn sie erlaubt es, einen vor Einblick geschützten Aussenplatz einzufügen. Immer aber wird es Mieter geben, die sich mit einem Gegenüber abfinden müssen. Da bleibt dann wohl nicht viel anderes übrig, als das Balkongeländer in ein schmales Blumenbeet zu verwandeln, einen Paravent aufzustellen, wenn kein Sonnenstoren an-

Gedanken zum Wohnungsbau

gebracht ist oder keine Stange montiert werden darf, an welcher der Vorhang aus Storenstoff hin- und hergezogen werden kann, je nachdem, wo Einblick unerwünscht ist und wo Sonne gewünscht wird. Und wenn der Mieter sich in seine Wohnung zurückziehen will, muss er Vorhänge aufhängen, weisse für den Tag und dunkle für den Abend.

Es ist allerdings zu sagen, dass nicht jedermann gleich empfindet. Es gibt unter den Menschen nicht nur solche, die sich in ihre Höhle verkriechen möchten und sich nur dort drinnen wohlfühlen, es gibt auch andere, die an der Luft, am Licht, hoch oben wohnen möchten, offen, weit über die Landschaft blickend, und die sich über Einblick wenig ärgern. Ein ganz anderes Raumgefühl scheinen die beiden zu haben: der eine in sich gekehrt, Kraft sammelnd für seine Aufgaben draussen, der andere stets offen, dem Lichte zugewandt.

Für sich – aber nicht isoliert

Die Kinder hatten an einem regnerischen Tag Nachbarskinder in ihre eigene Wohnung zum Spielen heraufgeholt. Daraufhin lernten sich auch die Mütter kennen. Ah so, das war die Frau mit den lustigen Augen, der man so oft beim Einkaufen im Selbstbedienungsladen begegnete. Zu grüssen hatten sie sich nie recht getraut. Und einen Dorfbrunnen gibt es nicht in den neuen Siedlungen, wie früher, als beim Waschen geredet und geklatscht werden konnte. Eine Frau händigt der nächsten den Waschküchenschlüssel aus, programmgemäß, wie es die Organisation der Hausverwaltung vorschreibt.

Man redet heute viel von Isoliertsein, von Vereinsamung inmitten der Masse und mitten im Wohnquartier mit den vielen Nachbarn unten, oben, rechts und links und dem Hochhaus voller Menschen gleich gegenüber. Gerade im Bestreben, hier irgendwo ganz für sich zu sein, Schutzwälle um sich herum zu errichten, läuft man Gefahr, die Abschirmung zu weit zu treiben und gänzlich ohne Kontakt

Ist mein Haus noch "meine Burg"?

Von Beate Schnitter

zu seiner näheren Umgebung zu bleiben. Dies umso mehr, als es in den neueren Siedlungen häufig an einer sich natürlich ergebenden Kontaktstelle fehlt. Man flitzt im Treppenhaus aneinander vorbei oder fährt schnell gleichzeitig im Lift, aber zu einer eigentlichen Begegnung kommt es kaum.

Eine natürlich sich ergebende Kontaktstelle sähe ich z. B. in einer grösseren, gemeinsamen Waschküche, in der gleichzeitig verschiedene Frauen eines Blocks oder einer Siedlung ihre Wäsche und Bügelerarbeit ausführen könnten, ihre kleinen Kinder im Raum nebenan beobachtend, wie sie in der Zwischenzeit spielen. Die Waschpflicht würde auf diese Weise gleich verbunden mit einer Kontaktnahme, einem Gedankenaustausch, der keineswegs gleichbedeutend mit bösartigem Klatsch sein muss. So bekäme man eine Ahnung davon, wie die andern denken und empfinden, es wäre möglich, aus der isolierten Situation herauszukommen, in welche eine unbekannte, feindlich (oder scheinbar feindlich) reagierende Nachbarschaft den einzelnen drängt. In der Folge liesse sich dann ein solcher Kontakt nach Belieben ausweiten, auf eigene Initiative, je nachdem, mit wem und wann man ihn zu pflegen wünscht. Vielleicht liesse sich auch die Frau von ihrer Hochhausburg in diese neue ungezwungene Gemeinschaft herunterlocken, so dass sie die Nachbarn persönlich kennen lernen könnte und nicht nur misstrauisch via Feldstecher.

Ungemütliche Schablone

Wenn ich an die frühere verwinkelte Wohnung denke: da gab es Ecken zum Versteckenspielen! Aber auch Ecken, in die just ein Kinderbett hineinpasste. Es gab einen Wandrücksprung, in den sich der grosse Schrank gleichsam hineingießen konnte, und ein Wohnzimmer, das sich um die Ecke noch verlängerte, gerade weit genug, um einen Sitzplatz zu fassen. Die Mieter oben in der gleichen Wohnung benutzten zwar jene erkerartige Ausbuchtung für ihren Essplatz, denn

die Masse waren grosszügig genug, um verschiedene Verwendungsweisen zu erlauben.

In der neuen Blockwohnung ist das kaum so. Die Grundrissdisposition und die Masse zwingen den Benutzer geradezu zum schablonenhaften Aufstellen der Möbel, zwingen zur Sitzgruppe aus dem Katalog und zur Norm-Bücherwand. Der überschüssige Platz, um sich zurückzuziehen, das überzählige Näh- oder Studierzimmer kann man sich nicht mehr leisten. Dabei: wie notwendig wäre dieses noch nicht ausprogrammierte Zimmer, um für unvorhergesehene Situationen eine Lösung zu finden. Dieses überzählige Zimmer gäbe der Wohnung den Freiraum zum Improvisieren, gäbe Anlass, einmal ummöblieren zu können, in die altbekannte Wohnung frische Ideen hineinzutragen. Improvisieren? Schon verschiedentlich wurden Versuche unternommen, den Mietern freie Wohngrundrisse zur Verfügung zu stellen, wobei nur Küche und Bad, vielleicht noch ein Zimmer fest durch Mauern abgegrenzt waren, der übrige Wohn- und Schlafraum aber unterteilbar mit Möbel- oder Stellwänden. Die Mieter nutzen diese Freiheit zu wenig, hört man. Sind sie zu phantasielos, zu bequem, oder wie noch? Vielleicht wünschen sie sich eher ein festes Heim mit festen Wänden, eben einer Höhle vergleichbar? Vielleicht hatten sie sich eine genaue Ordnung ihrer Wohnung ausgedacht und klammerten sich dann daran. Aus Unsicherheit zum Teil. Sicher auch, weil wir im allgemeinen viel zu wenig bewusst wohnen.

Wenn jemand eine Wohnung bezieht, versucht er zunächst einmal, seine Möbel einigermassen zweckentsprechend den Wänden entlang zu plazieren. Und sehr oft bleibt es dann für Jahre dabei. Zu wenig überlegt sich der Mieter, warum er sich irgendwo behaglich oder unbehaglich fühlt und was er selber tun könnte, um eventuelle Mängel einer Wohnung zu überdecken. Es gilt, sich über seine eigenen Bedürfnisse klar zu werden, abzuwägen, welche Wohn-

einheiten einem besonders wichtig sind, ob ich z. B. wert lege auf einen gepflegten Essplatz oder ob ich mich mit einer engen Nische begnügen, ob ich eine Arbeitsecke brauche und wo sich diese am besten abtrennen lässt. Und weil die Bedürfnisse, die jeder an eine Wohnung stellt, sich stetig ändern, gilt es auch stets wieder umzudenken und nach neuen Lösungen zu suchen. Vielen Mietern ist zu wenig klar bewusst, wieviel sie selber aus ihrer Wohnung machen könnten.

Die persönliche Beziehung

Es fängt an bei der Aussteuer: so, wie sich viele an eine einmal ausgedachte Ordnung klammern, so klammern sie sich, zum Teil aus Konvention, zum Teil aus Gewohnheit, an die fertige Aussteuer, zu der sie schliesslich keine persönliche Beziehung schaffen können. Ihre Gegenstände und Möbel strahlen keine Gemütlichkeit zurück.

Wie anders kommt einem da eine Wohnung entgegen, in welcher der Besitzer eine eigentliche Beziehung zu den ihn umgebenden Möbeln und Gegenständen hat. Diese leben gleichsam mit ihm, erzählen von seinem Leben, seiner Einstellung. Und sie sterben auch mit ihm. So dass man am Schluss sich der alten Erkenntnis erinnert, dass der Bewohner selber, seine Persönlichkeit, jene Stimmung ausmacht, die beim Betreten einer Wohnung dem Besucher entgegenflutet, und nicht die Wohnung an sich. Freilich erleichtert es die wohlbemessene, geschickt konzipierte, richtig belichtete, gut isolierte, vor Eindruck geschützte Wohnung jedem Darinwohnenden, eine gute Atmosphäre aufzubauen. Aber Gemütlichkeit und Häuslichkeit, Offenheit zur Umgebung, Sicherheit strahlt eine Wohnung erst aus, wenn sie den Bewohner gefunden hat, der aus ihr «seine Burg» zu machen versteht. So dass letztlich das Gotthelf-Zitat auch heute noch seine Gültigkeit hat: «Es kommt halt nicht an aufs Dach, sondern auf die Leute, obs einem unter dem Dach gefällt oder ds Kunträri.»